

militärischer Abgeordneter in den preußischen Kammern seit 1849, die sich zu einer Fraktionsgemeinschaft ausweitete. Gerade in Preußen entwickelten die militärischen Institutionen und Einflußkräfte in der Politik eine derartige Aktivität und Selbständigkeit, daß der Verfasser die zeitgenössische Einschätzung, es handele sich um eine regelrechte Militärpartei, übernimmt.

Anders als in der Regel vermutet, reichte diese konservative Parteibildung weit vor 1848 zurück. Vereine und Periodika wurden zwar verstärkt in der Revolution gegründet, die auch den Hauptteil der Untersuchung ausmacht. Die Ursprünge lagen aber im Vormärz. In den späten 1830er und frühen 1840er Jahren entstanden, nicht zuletzt unter dem Eindruck des beginnenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandels, Zusammenschlüsse von Veteranen, die sich auf das Schlüsselerlebnis der Befreiungskriege von 1813 bis 1815 beriefen und verschütteten Werten wieder zum Durchbruch verhelfen wollten. Regionale Vereinspublikationen, Kriegerfeste und bald auch Denkmäler verbreiteten militärisches Denken in Stadt und Land. Unter diesen Umständen wurde aus den Militärvereinen geradezu eine Massenbewegung. Mehr als 250 Vereine mit insgesamt rund 50 000 Mitgliedern erfaßten breite Bevölkerungskreise. Der Konservatismus blieb durchaus nicht auf Beamtenfraktionen und Großagrarien beschränkt. Militärs dominierten nur in den Vorständen. Tatsächlich integrierten die Vereine beinahe alle sozialen Schichten, allerdings, wie man aus den präsentierten Daten wohl schließen muß, mit mittelständischem Schwergewicht. Antikonstitutionelle und antiliberale Vorstellungen und das Bemühen um Zusammenhalt und Vorsorge verbanden sich. Insofern prägte der militärische Geist stärker als die soziale Zugehörigkeit.

Charakteristisch für Preußen wurde somit ein gewissermaßen doppelter Militärkonservatismus, der die Gesellschaft zum einen von oben, ausgehend von den Facheliten, und zum anderen von unten, über die vereinsmäßig organisierte Massenbewegung, durchdrang. In der Summe konstatiert Trox deshalb für Preußen eine aus »der Verfaßtheit der altpreußischen Militärmonarchie« herrührende »Sonderentwicklung« (S. 289). Für eine derartig abschließende Bewertung sind vielleicht Vergleiche mit außerpreußischen Gebieten notwendig. Der Fall Kurhessen mit einem in beträchtlichen Teilen absolutismuskritischen und prokonstitutionellen Militär (Petition der Subalternoffiziere von 1816, Abschiedsgesuch der Offiziere von 1850 unter Berufung auf den Verfassungseid) scheint die Sonderrolle Preußens zu bestätigen. Insgesamt beeindruckt die Studie durch die Ermittlung und Auswertung von Archivalien und gedruckten Quellen, vor allem von Militärperiodika. Die – freilich nicht immer ganz übersichtliche – Darstellung liest sich fast durchweg spannend. Die Analysen und Ergebnisse leuchten ein. Die Geschichte des Konservatismus ist tatsächlich zu einem Teil neu geschrieben worden. *Winfried Speitkamp, Gießen*

Heiger Ostertag, Bildung, Ausbildung und Erziehung des Offizierkorps im deutschen Kaiserreich 1871 bis 1918. Eliteideal, Anspruch und Wirklichkeit, Peter Lang Verlag, Frankfurt/Main etc. 1990, 378 S., brosch., 88 sfr.

Berufserfahrung ist nicht die schlechteste Ausgangsposition für eine wissenschaftliche Arbeit, vorausgesetzt, man ist in der Lage, zum eigenen Beruf und der eigenen Rolle in ihm eine gehörige, kritische Distanz zu wahren. Es ist aber für produktive wissenschaftliche Arbeit nur eine gute Ausgangsposition; kritische Distanz allein garantiert auch nur einen begrenzten Standard. Der Autor der anzuzeigenden Studie hat sein Thema wohl auch als einen Beitrag zur Verarbeitung seiner Berufsbiographie verstanden. Er war selbst Offizier. Er läßt auch eine durchaus kritische, teilweise große Distanz zu seinen Vorfahren im Amt erkennen. Das zeigt sich im Ergebnis einer durchaus positiv zu wertenden Arbeit. Zieht

man die dem akademischen Ritual geschuldeten einleitenden Teile seiner Arbeit ab, so schildert Ostertag in vier großen Kapiteln die Sozialstruktur und soziale Lage des Offizierskorps, die Ausbildung und »Erziehung« des Offiziers, die Berufsideologie und die funktionsbedingte Ausprägung von Fähigkeiten und Fertigkeiten. Naturgemäß – weil nur über schwierigste Detailforschung neues zu eruieren wäre – ist das Kapitel über Sozialstruktur und soziale Lage des Kaiserlichen Offizierskorps eine kritische Kompilation des Forschungsstandes. In den weiteren Kapiteln liegen die genuine Leistung des Autors – aber auch die Probleme seiner Analyse.

Er breitet ein großes Material vor dem Leser aus, hat dieses plausibel gegliedert und systematisch-kritisch gesichtet. Sein Urteil ist scharf bis vernichtend und das zu Recht und im Detail auch richtig begründet. Nur bleibt ein Rest, der sich nur mühsam erklären läßt und das Gefühl hinterläßt, daß die Arbeit doch nicht ganz ihrem Gegenstand gerecht wird. Das liegt offenbar daran, daß der Autor über eine – begründete – traditionelle Ideologiekritik sowie fachhistorische und militärfachliche Kritik nicht hinauslangt, wobei letztlich auch die kritischen Maßstäbe unklar bleiben.

Ich will versuchen, meine Einwände zu verdeutlichen:

1. Für den Autor ist das kaiserliche Militär unausgesprochen ein Funktionsteil staatlicher Macht. Er urteilt – unausgesprochen – danach, was Militär letztlich 1914–1918 hätte leisten müssen und nicht leisten konnte. Daraus lassen sich eine ganze Reihe funktional bestimmbarer Anforderungen ableiten, z. B. im Militärbildungswesen, im Rekrutierungssystem, im Berufsverständnis etc. Ohne diese Anforderungen aber selbst zu bestimmen, mißt der Autor an diesen Kriterien und kommt notgedrungen zu seinen vernichtenden Urteilen. Dem Autor sind jedoch die Kriterien selbst nur in der vagen Form der »Bewährung« oder des »Versagens« im Weltkrieg bewußt. Es fehlt also ein durchdachtes Kriterienraster für die im einzelnen zutreffenden Urteile.

2. Auf die Idee, daß das kaiserliche Militär sich gar nicht als funktionale Institution im modernen Krieg begriffen hat oder auch nur begreifen konnte, kommt der Autor nicht. Wenn man den funktionalistisch verbrämten und verschleierte Romantizismus des wilhelminischen Militärs nur als intellektuelle Fehlleistung oder als Mangel an Realitätssinn begreift, greift man eben zu kurz. Darin wird vielmehr eine im Zeitgeist versteckte Funktionsbestimmung als ritualisierte Ordensgemeinschaft für ebenso ritualisierte Kampf- und Tötungsvorgänge sichtbar, die ihr »geistiges« Fundament im 17. und 18. Jahrhundert hatte und den modernen »rationalen« Krieg oder den Industriekrieg gar nicht denken konnte und wollte.

3. Am Beispiel der »Erziehungs«mechanismen des kaiserlichen Militärs wird nicht nur Letztbezeichnetes deutlich; deutlich wird auch, daß dem Autor die sozialpsychologische Seite dieses Militärs fremd geblieben ist. Das, was die Forschung des letzten Jahrzehntes über »schwarze Pädagogik«, Männerbünde, deren homosexuellen Kitt oder die Denkweisen und Psychostrukturen der kaiserlichen Gesellschaft zur Diskussion gestellt hat, ist außerhalb des Horizontes des Autors geblieben. Schon wieder faszinierend an seiner Studie ist dann allerdings, daß die einzelnen Fakten alle detailliert bei ihm aufgeführt werden. So werden weder die Inhumanität militärischer Erziehung, noch die Homosexuellenproblematik oder die deprimierend deformierenden Ergebnisse für die Einzelpersonlichkeit oder das Offizierskorps verschwiegen. Sie werden vielmehr heftig kritisiert. Aber erklären kann der Autor das System als Ganzes nicht und schon gar nicht, daß das System einen Sinn hatte, wenn auch nicht den, den man modernem Militär unterstellt.

Eine anthropologisch-sozialpsychologische Beschreibung des Militärs, seiner Binnenstrukturen und sozialen Mechanismen wie auch seiner »Erziehungs«funktionen bleibt deshalb weiterhin ein Desiderat. Die immer fremder werdende Welt traditionellen Militärs erklärend zu begreifen, setzt offenbar mehr an Fähigkeiten voraus als ein Doktorand üblicherweise leisten kann.

*Martin Kutz, Hamburg*